

A L B E R T O A N G E L A

Der faszinierende Alltag im Römischen Reich

Kaiser, Huren, Legionäre



GOLDMANN

Buch

Alberto Angela lädt uns ein zu einem spannenden Streifzug durch das Römische Reich zur Zeit seiner größten Ausdehnung: Von den unwirtlichen, kalten Grenzposten in Britannien und Germanien bis ins ferne Mesopotamien und nach Nordafrika.

Vom Sklaven bis zu Kaiser Trajan persönlich, vom Bernsteinhändler bis zum Legionär. Ob in London oder Alexandria, in den Tavernen des Imperiums wird Wein aus Gallien und Olivenöl aus Spanien gereicht, und überall trägt man Tuniken aus ägyptischer Baumwolle.

Alle Orte, Menschen und Schicksale sind durch einen unscheinbaren Sesterz verbunden, der von Hand zu Hand wandert und so die gesamte römische Welt durchstreift. Jedes Mal, wenn die kleine Münze ihren Besitzer wechselt, eröffnet sich uns ein neuer, aufregender Blick hinter die Kulissen des mächtigen Imperiums – das uns heute verblüffend modern anmutet.

Das ist Geschichte von ihrer faszinierendsten Seite!

Autor

Alberto Angela wurde 1962 in Paris geboren und studierte in Rom Naturwissenschaften. Als Paläontologe nahm er an zahlreichen Ausgrabungsprojekten in Afrika und Asien teil. Heute ist er in Italien ein populärer Fernsehmoderator für naturwissenschaftliche Sendungen. Außerdem ist er Mitglied des Istituto Italiano di Paleontologia in Rom sowie des Centro Studi e Ricerche Ligabue in Venedig.

Gemeinsam mit seinem Vater Piero – einem bekannten Archäologen, Journalisten und Autor – hat er mehrere Bücher veröffentlicht.

Bei Goldmann ist bereits erschienen »Ein Tag im Alten
Rom« (2011).

Alberto Angela

Der faszinierende Alltag im Römischen Reich

Kaiser, Huren, Legionäre

Aus dem Italienischen von Elisabeth Liebl

GOLDMANN

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Die deutschsprachige Ausgabe ist zuerst im Riemann Verlag unter dem Titel »Vom Gladiator zur Hure. Die Reise einer Münze durch das Römische Reich« erschienen.

Copyright © der Originalausgabe 2010 by Iberto Angela

Originaltitel: »Impero. Viaggio nell'Impero di Roma seguendo una moneta«

Originalverlag: Mondadori Editore, Mailand

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe 2012
by Riemann Verlag, München, in der Penguin
Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München.

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur,
München, in Anlehnung an die Gestaltung der HC-
Ausgabe (www.buero-jorge-schmidt.de)

Umschlagabbildungen: © DEA Picture
Library/Getty Images (Karte) ©
Museumslandschaft Hessen Kassel / bpk (Münze)

Lektorat: Ingrid Lenz-Aktaş
DF · Herstellung: Str.
ISBN 978-3-641-25672-2
V004

www.goldmann-verlag.de

*Für Monica, Riccardo, Edoardo und Alessandro.
Denn die schönste Reise führt mich Tag für Tag
in eure Augen ...*



Einführung

Nehmen Sie doch einmal eine Karte zur Hand, die das Römische Reich zum Zeitpunkt seiner größten Ausdehnung zeigt. Sind Sie nicht auch erstaunt, wie unglaublich groß es ist? Es reicht von Schottland bis nach Kuwait, von Portugal bis nach Armenien. Doch wie lebten die Leute damals? Welche Menschen begegneten einem in den Städten? Wie ist es den Römern nur gelungen, ein so gewaltiges Imperium zu schaffen und zahllose Völker und Siedlungen unter einer Herrschaft zu vereinen?

Genau das zu beantworten, ist das Ziel dieses Buches: Es will Sie mitnehmen auf eine lange Reise durch das Römische Reich, um Antworten auf ebendiese Fragen zu finden.

In dieser Hinsicht ist dieses Buch die Fortsetzung von *Ein Tag im Alten Rom*, in dem ich versucht habe, dem Leser den Alltag in der Hauptstadt des Römischen Reiches nahezubringen. Zu diesem Zweck sind wir dem Stundenzeiger gefolgt – an einem beliebigen Dienstag zur Zeit Kaiser Trajans.

Stellen Sie sich nun vor, wie Sie einen Tag später erwachen. Es ist Mittwoch und der Tag, an dem wir zu einer Reise durch das gesamte Weltreich aufbrechen. Wir werden die Atmosphäre verschiedener Orte atmen – den Duft in den Gassen des ägyptischen Alexandria, das Parfüm der Damen in Mailand. Wir werden die Schläge der Steinmetze in Athen hören, die bunten Schilde der römischen Soldaten blitzen sehen, die durch Germanien marschieren. Und wir werden staunen ob der Tätowierungen auf den Körpern der Barbaren im hohen Norden, in Schottland.

Doch was ist der rote Faden, der die Etappen unserer Reise verbindet? Als ich mir diese Frage stellte, kam mir die Idee mit der Münze. Einem Sesterz, genauer gesagt. Eine Münze wandert von Hand zu Hand und kann uns so – theoretisch wenigstens – im Verlaufe weniger Jahre (in diesem Fall drei) durch das ganze Imperium führen. Und: Unser Sesterz kennt keine Standesunterschiede. Wir werden die Menschen kennenlernen, die ihn entgegennehmen, ihr Gesicht, ihre Gefühle, ihre Welt, ihre Häuser, ihre Lebensart, ihre Eigenarten und Gewohnheiten. So folgen wir einem Legionär, einem Grundbesitzer, einem Sklaven, einem Arzt, der versucht, mit einer schwierigen Operation ein Kind zu retten. Wir werden einem Garum-Händler begegnen, der die von den Römern so heiß geliebte Würzsoße verkauft, einer Prostituierten, einer Sängerin, die bei einem Schiffsunglück im Mittelmeer beinahe ertrinkt, einem Seemann und sogar einem Kaiser sowie vielen, vielen anderen.

Diese Reise hat sich so nie zugetragen, möglich wäre sie allerdings durchaus gewesen. Die Menschen, denen Sie begegnen werden, haben – mit wenigen Ausnahmen – in jener Zeit an jenen Orten gelebt. Sie trugen die Namen, die Sie hier lesen, und sie haben ihr Gewerbe tatsächlich ausgeübt. Diese Geschichte fußt auf langen Jahren der Forschung, in denen ich Inschriften auf Gräbern und Monumenten sowie alte Handschriften entzifferte. Von einigen dieser Menschen kennen wir sogar das Konterfei. Auf dem Umschlag finden Sie einige Porträts, die fast wie Fotos wirken. Sie wurden im ägyptischen Al-Fayyum von Archäologen entdeckt und stammen aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten, ebender Zeit, in der unsere Reise stattfindet. Es handelt sich dabei um Porträts, die in Häusern hingen, bevor man sie auf Mumiensärgen befestigte. Diese Porträts inspirierten mich zu einigen der Charaktere unserer Geschichte.

Wie durch Zauberhand tauchen ihre antiken und doch vertrauten Gesichter in den Straßen einer Stadt auf, in den Winkeln eines Hafens, auf der Brücke eines Schiffs. Wir tauchen ein in ihre Welt und erhalten Einblick in ihre Kultur, in das Alltagsleben ihrer Epoche. Die Sprüche, die wir von ihnen hören, stammen von antiken Autoren: Martial, Juvenal, Ovid ...

Mein Ziel war es, ein möglichst lebensnahes Bild der Zeit, der Menschen und Orte zu zeichnen. Wenn es zum Beispiel in Leptis Magna, einem Ort in Nordafrika, zu Zeiten Trajans noch keine großen Thermen gab (weil sie erst unter Hadrian errichtet wurden), dann werden Sie sie im Stadtbild auch noch nicht sehen, wenn Sie unserem Sesterz auf seinem Weg folgen.

Mag die Handlung des Buches auch fiktiv sein, das Rohmaterial für die Beschreibung von Orten, des Klimas, von Gebäuden und Landschaften, die so dargestellt werden, wie die Römer sie zu ihrer Zeit sahen und erlebten, verdanke ich dem intensiven Studium antiker archäologischer wie schriftlicher Quellen. Für eventuelle Fehler möchte ich mich jetzt schon bei meinen Lesern entschuldigen.

Dieses Buch will seine Leser hineinversetzen in das Alltagsleben jener Zeit. Es will den Geschichts- und Archäologiebegeisterten jene Atmosphäre, jene Details bieten, die in Geschichtsbüchern gewöhnlich fehlen. Es hat den Anspruch, seine Leser den Geruch der Menge spüren zu lassen, den die Fans der Wagenrennen im Circus Maximus verströmten. Und Ihnen das Funkeln des Lichts auf den Sprossen römischer Fenster zu zeigen.

Da wir natürlich nicht alle Ereignisse jener Jahre kennen können (unsere Reise endet 117 n. Chr.), war es in manchen Fällen nötig, gewisse Anpassungen vorzunehmen. Mitunter geschah ein Ereignis nicht exakt zu dem Zeitpunkt, an dem ich es ansiedle. Doch solche Anpassungen gehorchen immer dem Gesetz der

Wahrscheinlichkeit: Besagtes Ereignis hätte auch zu diesem anderen Zeitpunkt stattfinden können.

Für dieses Buch habe ich mich auf die verschiedensten Quellen gestützt: zuallererst natürlich auf die Autoren der Antike. Dann auf die Erkenntnisse von Archäologen, die mir ihre Funde häufig auch in persönlichen Gesprächen erläuterten. Ergänzt wurde dieses Material durch zahlreiche Bücher und Aufsätze von Fachleuten über das Leben in jener Zeit. Da es mir de facto nicht möglich ist, alle Autoren aufzuzählen, möchte ich einen exemplarisch für alle nennen: Professor Lionel Casson, den großen Altphilologen, der die Reisewege der Antike erforschte.

Was also erwartet Sie in diesem Buch? Ein Blick hinter die Kulissen des Römischen Reiches.

Sie werden feststellen, dass die Welt der Römer in gewisser Weise unserer sehr ähnlich war. Rom hat die erste große Globalisierungswelle eingeleitet. Im ganzen Imperium zahlte man mit einer Währung. Es gab nur eine einzige Verkehrssprache (zusammen mit dem Griechischen, das im Orient gesprochen wurde). Fast alle Menschen konnten damals lesen, schreiben und rechnen. Das römische Recht galt im ganzen Imperium. Güter wurden von einem Ende des Reiches ans andere transportiert. Ob man nun in Alexandria, in London oder in Rom in der Taverne saß, man trank überall den gleichen gallischen Wein und verfeinerte das Mittagsmahl mit Olivenöl aus Spanien. Im Laden nebenan konnte man Tuniken kaufen, die aus ägyptischem Flachs genäht waren, den man in Rom zu Stoff gewebt hatte. (Geschieht heute nicht das Gleiche mit unseren T-Shirts?) Unterwegs konnte man sich in der Raststätte versorgen oder in einem Motel übernachten, genau wie heute. Man konnte sogar Fahrzeuge mieten, die in der nächsten Stadt wieder abgegeben wurden.

So erscheint vieles vertraut, wenn man sich auf eine Rundreise durchs Römische Reich begibt.

Sogar die Probleme ähneln den unseren: Die Scheidungsquote stieg, die Geburtenrate hingegen sank. Das Justizsystem brach unter der Last der anstehenden Prozesse zusammen. Es gab Korruptionsskandale und Herren, die sich aus der Staatskasse bedienten, indem sie Rechnungen für Arbeiten stellten, die nie ausgeführt wurden. Wenn eine bestimmte Holzart in Mode kam, führte dies in der Herkunftsregion zu rücksichtslosem Kahlschlag. Und man klagte über das »Zubetonieren« bestimmter Küstenabschnitte durch den Bau riesiger Villen mit ägyptisierendem Dekor. Die damalige Zeit hatte sogar ihren eigenen »Irakkrieg«! Der Einfall Trajans in Mesopotamien wurde sehr kontrovers diskutiert. Mesopotamien war ebenjene Region, in die Bushs »Koalition der Willigen« einmarschierte. Das hatte auch in der Antike militärische und geopolitische Probleme zur Folge, die unseren heutigen nicht unähnlich sind.

Beim Blick auf vergangene Jahrhunderte stellen wir immer wieder erstaunt fest, wie »modern« das Römische Reich mitunter wirkt. Woher das kommt? Nun, es ist nicht nur militärisch überlegen, sondern verfügt auch über herausragende Ingenieure, die Aquädukte, Thermen, Straßen und Städte mit einer perfekten Infrastruktur bauen.

Auch die Einzigartigkeit des alten Rom lässt uns aufhorchen: Tatsächlich hat keine andere Kultur, keine andere Zivilisation je wieder ein derartiges Reich geschaffen. Möglicherweise waren die alten Römer ja einfach ihrer Zeit voraus. Oder wir hinken hinterher ...

Die Reise, die Sie nun gleich antreten werden, spiegelt eine ungewöhnliche Epoche der römischen Geschichte wider. Zum ersten und gleichzeitig letzten Mal sind der Mittelmeerraum und die Länder nördlich der Alpen beziehungsweise Pyrenäen in einem Reich vereint. Dieser Zustand währte die ersten vier nachchristlichen Jahrhunderte: Es gab keine Grenzen, man konnte frei von

einem Ende zum anderen reisen (und musste keine Piraten oder Wegelagerer fürchten). Bald darauf schließt sich die Klammer um diese außergewöhnliche Periode und sollte sich nie wieder öffnen.

Eine der Personen unserer Geschichte nämlich hat entscheidenden Einfluss auf ihren Verlauf: Trajan. Aus den Geschichtsbüchern erfährt man wenig über Kaiser Trajan. In Italien nennt niemand seinen Sohn nach ihm, obwohl es nicht wenige Cesares, Augustos, Constantinos und Alessandros gibt, ja sogar sein Nachfolger Hadrian (Adriano) ist als Namenspatron beliebt. Und doch war er es, unter dem das Römische Reich seine maximale Ausdehnung erreichte. Er schenkte ihm einen Wohlstand, einen Reichtum, einen Lebensstandard, der sich nie mehr wiederholen sollte – ein veritables goldenes Zeitalter also. Wenn Sie in einem Geschichtsbuch eine Karte zur maximalen Ausdehnung des Römischen Reiches finden, dann zeigt diese Karte das Reich unter Trajan.

Dieses Buch möchte die Gestalt des *optimus princeps*, des »Ersten und Besten unter Gleichen«, wie man ihn nannte, lebendig werden lassen. Und mit ihm jene außerordentliche Epoche, die er mit geschaffen hat.

Gute Reise. *Vale*.

Rom, 9. November 2010

Alberto Angela

ROM

Wo alles beginnt

In der Unterwelt Roms

Schnellen Schrittes eilt sie durch das Gedränge in den Gassen aus gestampfter Erde. Um nicht erkannt zu werden, hat sie ihr Gesicht mit einem Schleier verhüllt. Sie ist eine elegante, kultivierte Frau von vornehmerm Wesen. Die Nägel ihrer schmalen, langgliedrigen Hände sind gepflegt; es sind Hände, die noch nie arbeiten mussten. Hier in der Subura, dem Wohnviertel Roms, in dem nicht Seide und Marmor, sondern Hunger und Armut vorherrschen, wirkt sie fehl am Platz.

Mit der Geschicklichkeit einer Katze schlüpft sie zwischen den Menschen hindurch, jede Berührung vermeidend, was hier einigermaßen schwierig ist. Zahnlose Metzger kreuzen ihren Weg, mächtige Rinderviertel auf den Schultern. Kleine, dickleibige Matronen, die sich aufgereggt und lautstark unterhalten, geschorene Sklaven, abgezehrte Männer, die recht ungewaschen riechen, Kinder, die kreuz und quer durcheinanderrennen. Unsere Dame muss achtgeben, wohin sie ihren Fuß setzt, denn ein Netz von Abwasser führenden Rinnsalen zieht sich durch die Gassen und bildet allenthalben kleine Pfützen, an denen sich Schwärme von Fliegen gütlich tun. Ohne jeden Erfolg versuchen die Passanten immer wieder, sie mit ihren nackten Füßen zu verscheuchen.

Von rechts schlägt ihr eine schrille Frauenstimme entgegen. Hinter dieser Tür zankt man sich offensichtlich.

Doch ihr bleibt keine Zeit, einen verstohlenen Blick zu wagen, denn das Geflatter eines Huhns im Laden auf der anderen Seite erregt nun ihre Aufmerksamkeit. Dort stapeln sich hölzerne Käfige mit zahllosen Hühnern, die den unverkennbaren Stallgeruch verbreiten.

Die Frau eilt weiter, als wolle sie so schnell wie möglich aus dieser Gasse heraus. Sie kommt an einem alten Mann vorbei, der dort hockt. Er hebt den Kopf, nicht weil ihr Umhang sanft sein Knie streift, sondern weil ihn der zarte Duft ihres frischen Parfüms umweht. Vergeblich suchen seine Augen, eines davon vollständig weiß, diese »Fee« auszumachen, die da vorüberschwebt. Sein gesundes Auge erhascht nur einen Blick auf den wallenden Schleier, der schon hinter der nächsten Ecke verschwindet.

Nun ist sie am Ziel. Hier muss es sein: »Nachdem du abgebogen bist, gehst du weiter die abschüssige Straße hinunter. Bevor sie endet, kommst du an einem Haus mit einer Ädikula, einer kleinen Tempelnische in der Wand, vorbei. Gegenüber siehst du eine Pforte, dahinter Stufen, die nach unten führen. Dort wirst du sie finden«, hatte ihre alte Amme zu ihr gesagt.

Die junge Frau zögert. Die Pforte ist sehr niedrig. Die Stufen scheinen im Dunkeln zu verschwinden. Sie sieht sich noch einmal um. Ringsum nur die Mauern von hoch aufragenden, baufälligen Mietskasernen. Die Feuchtigkeit lässt überall den Putz von den schmutzigen Wänden bröckeln, die Fensterläden sind zerbrochen, die Balkone sehen aus, als müssten sie jeden Augenblick in die Tiefe stürzen, überall hängen Stricke herab. »Wie kann man nur so leben?«, fragt sie sich. Und: »Was tue ich hier eigentlich?« Die Antwort liegt gegenüber auf der anderen Straßenseite verborgen, in diesem dunklen Hauseingang. Ihr Blick kreuzt sich mit dem einer alten Frau in zerknitterter Tunika, die sich plötzlich an einem der Fenster zeigt und mütterlich lächelt. Mit einem Kopfnicken bedeutet sie ihr hereinzukommen, ganz so, als wisse sie,

was die junge Frau da unten suche, und wolle ihr Mut machen. Wer weiß, wie viele solcher Frauen sie schon hat kommen und gehen sehen.

Die junge Frau holt tief Luft und tritt ein. Ein beißender Geruch schlägt ihr entgegen, so als würde etwas anbrennen, doch sie kann nicht ausmachen, was es ist. Wenn sie überhaupt etwas erkennen kann, dann macht es den Anschein, als hätte sie die Unterwelt betreten. Nun weiß sie mit Gewissheit, den Ort gefunden zu haben, den sie gesucht hat. Ihr Herz schlägt wie wild, in der Stille des Halbdunkels kann sie sein Pochen beinahe hören. Sie tastet sich noch ein paar Schritte vorwärts – da springt ihr das Gesicht einer Frau aus dem Dunkel förmlich entgegen. Erschrocken zuckt die junge Frau zurück.

Vor ihr steht die Zauberin.

Die »Zauberin« und der Fluch

Die dicke, rundliche Gestalt sieht aus wie eine Frau aus dem Volk, ihr ungepflegtes Haar ist von vielen weißen Strähnen durchzogen. Eindrucksvoll sind ihre schwarzen Augen und der durchdringende Blick, vor allem aber der entschiedene und selbstsichere Gesichtsausdruck. »Hast du alles mitgebracht?«, fragt sie. Die Jüngere reicht ihr ein zusammengerolltes Tuch. Sie nimmt es, dann packt sie die Hände der eleganten Besucherin mit festem Griff und zieht sie zu sich heran. »Willst du, dass er stirbt?« Ihre Augen saugen sich an denen der Jüngeren fest, die verängstigt mit dem Kopf nickt.

Die Zauberin ist bereits über alles unterrichtet. Sie soll ein Ritual ausführen, das den Ehemann der jungen Frau, mit dem sie auf Geheiß ihrer Eltern verheiratet wurde, vom Erdboden verschwinden lässt. Der Mann ist gewalttätig und schlägt seine Frau regelmäßig. Doch seit einiger Zeit findet sie Trost in den Armen eines anderen. Die große

Liebe eben. Und so sucht sie in der Welt der Magie nach einem Ausweg.

Die Zauberin wickelt aus, was die junge Frau ihr mitgebracht hat: Haare und Nägel ihres Ehemannes. Dann beginnt sie mit den Vorbereitungen für ihr Zauberritual. Zunächst muss sie aus Mehnteig und den »Stücken« des Mannes, den der Fluch treffen soll, eine Puppe formen. Doch zuvor will sie natürlich bezahlt werden. Die junge Frau zieht einen mit Geldstücken gefüllten Lederbeutel hervor und gibt ihn der Zauberin. Diese macht ihn auf und schüttelt ihn, um den Inhalt zu überprüfen. Ein Lächeln zieht über ihr Gesicht, denn im Beutel sind reichlich Geldstücke. Sie wendet sich ab und verbirgt ihn in einer kleinen Wiege, die an Bändern von der Decke hängt. In der Wiege schläft ein kleines Mädchen. Die Zauberin stößt die Wiege sanft an. Sie mag vielleicht fünfunddreißig, vierzig Jahre alt sein, doch ihr verblühter Körper und ihr vernachlässigtes Äußeres lassen sie um einiges älter wirken.

Ihre Behausung ist dunkel und schmutzig, erhellt nur vom Feuer, das im Herd brennt. Über der Feuerstelle hängt ein kleiner Kessel, in dem ein eigenartiges Gebräu schäumt. Dessen beißender Geruch war der jungen Frau beim Eintreten in die Nase gestiegen, ein Zaubertrank möglicherweise, den sie für eine ihrer Kundinnen zubereitet.

Diese *caccabus* genannte Art von Kessel ist ein typisches Requisit jener Frauen aus dem niederen Volk, die Kräutermethoden herstellen und notfalls zu Zaubersprüchen und Flüchen greifen, wie auch Vergil berichtet. Wenn Sie so wollen, sind diese Frauen Hexen. Über die Jahrhunderte hin wird der *caccabus*-Kessel mit dem Bild der Hexe verknüpft bleiben. Tatsächlich wird unsere Zauberin sämtlichen Klischeevorstellungen gerecht, stellt man sich doch unter einer Hexe eine nicht mehr junge Frau vor, die ihre Reize eingebüßt hat (oder, anders

gesagt, hässlich ist wie die Nacht). Sie ist arm und schlecht gekleidet, haust in einer ärmlichen Unterkunft (mit Sicherheit nicht in einem vornehmen Haus) und bereitet Gifttränke zu. Hier hat der Hexenglaube seinen Ursprung: bei einem ganz bestimmten Typ Frau aus den untersten Bevölkerungsschichten, der sich zu allen Zeiten und Epochen (nicht nur im römischen Altertum) auf Magie und Hexerei verlegt hat, um sich die Leichtgläubigkeit der einfachen Leute, ihre Schwächen und vor allem ihre Leiden zunutze zu machen.



Die mit Sesterzen, Drachmen, Gulden, Schillingen – oder Euros – gefüllten Beutel, die sie den Leuten über die Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg abgeluchst haben, sind sicher eine der gemeinsten und am wenigsten

geahndeten Formen von Diebstahl. Auch im Rom zu Zeiten Trajans.

Die Puppe ist jetzt fertig. Sie sieht aus wie ein Mann, sogar die Geschlechtsorgane sind angedeutet. In den noch nicht ausgehärteten Teig, aus dem sie den Leib der Puppe geknetet hat, ritzt die Zauberin nun einige Zaubersprüche, die wohl nur sie selbst zu entziffern vermag. Nachdem sie eine Reihe von Ritualen ausgeführt und mit lauter Stimme die Götter der Unterwelt beschworen hat, steckt die Zauberin die Puppe mit dem Kopf nach unten (in symbolhafter Stellung) in ein zylindrisches Gefäß aus Blei. Dieses Gefäß kommt wiederum in zwei größere Gefäße. Zum Abschluss versiegelt die Zauberin ihre schwarzmagische »Matroschka« mit Wachs und ritzt mit einem Messer Verwünschungsformeln und Fluchbilder ein. Nun hebt sie mit schweißnassem Gesicht den Behälter über ihren Kopf und legt dabei die Fingerspitzen aneinander. Sie rezitiert noch einmal magische Formeln und überreicht das Gefäß der jungen Frau. »Geh jetzt«, sagt sie zu ihr, »du weißt, wohin du das bringen musst.« Die Frau nimmt das Gefäß, das die Maße einer großen Konservendose hat, jedoch aufgrund seiner bleiernen Konsistenz sehr viel mehr wiegt. Sie wickelt es in ein Tuch und geht, ohne der Zauberin auch nur noch einen Blick zuzuwerfen.

Das Licht auf der Straße hat sich verändert. Auch wenn in den engen Gassen Roms die Strahlen der Sonne niemals den Boden berühren, weiß die junge Frau doch, dass die Sonne nun auf der anderen Seite der Dächer stehen muss. Wer weiß, wie lange sie bei der Zauberin gewesen ist. Nun muss sie sich sputen.

Die Quelle der Anna Perenna

Tags darauf geht die Frau zusammen mit der alten Amme hinaus vor die Stadt. Ihrem Mann hat sie erzählt, sie wolle

eine Verwandte besuchen. Die beiden folgen der Via Flaminia. Unvermittelt erheben sich zu ihrer Rechten Hänge aus gelbem Sedimentgestein, die gänzlich mit Wald bedeckt sind. Den »Hügel« gibt es noch, auf ihm wurde schließlich Parioli gegründet, eines der Stadtviertel Roms. Heute ist dieses Gebiet dicht bebaut, doch ein Stückchen des Waldes hat überlebt und ist noch zu sehen. Unberührt liegt es im Stadtzentrum und bildet eine der vielen grünen Inseln der italienischen Hauptstadt. Die Bäume dort, für die Autofahrer und Fußgänger kaum mehr als einen flüchtigen Blick übrig haben, sind also tatsächlich die direkten Nachfahren jener Bäume, die in römischer Zeit einen heiligen Wald bildeten.

Die beiden Frauen folgen einer gut befestigten Straße, die von der Flaminia abzweigt und in ein Tal dieses »Hügels« führt. Nun sind sie in das Herz des heiligen Hains eingetaucht. Es ist wunderschön hier. Tiefe Stille herrscht, nur durchbrochen vom Gezwitscher der Vögel. Welch ein Unterschied zum lauten Treiben Roms. Zwischen den Bäumen, die die Hänge des kleinen Tals umschließen, öffnen sich Grotten, die den Nymphen geweiht sind. Diese Wälder sind unantastbar: Wehe dem, der wagt, hier eine Blume zu pflücken oder einen Baum zu schlagen. Die Baumreihen dieses Hains gelten den Römern als Tempel. Und selbst in Wäldern, die nicht tabu sind, ist es angebracht, mit Bedacht zu Werke zu gehen, ehe man einen Baum fällt. Denn nach römischem Glauben wohnen beispielsweise unter der Rinde von Eichen Nymphen, die Dryaden, die eng mit dem Leben der Pflanze verquickt sind. Ehe man also einen Baum schlagen kann, muss ein Priester ein Ritual durchführen, damit die Dryaden ihren Wohnsitz verlassen.

In der Mitte des kleinen Tales, dort, wo es sich zu einer ebenen Lichtung öffnet, entspringt eine Quelle, das Zentrum des ganzen Ortes. Um die Quelle wurde ein großer Ziegelbau mit einem Hauptbecken errichtet, das die

Wasser der Polla und ihrer Seitenarme aufnimmt und aus dem die Gläubigen das heilige Wasser schöpfen.

Diese Quelle ist heilig, denn sie ist einer Gottheit geweiht, die allerdings einen eigenartigen Namen trägt: Anna Perenna. Bei ihr handelt es sich nicht um eine konkrete Person, wie der Name vielleicht vermuten lässt, sondern sie ist die Göttin, der das Verstreichen und die Erneuerung des Jahres unterstehen. Nicht umsonst lautet ein häufiger Glückwunsch bei den Römern: *annare perennereque commode*, was so viel bedeutet wie: vom ersten bis zum letzten Tag ein gutes Jahr haben – ein Glückwunsch, der vor allem zum Jahresbeginn ausgesprochen wurde.

Da wir gerade beim Thema sind: Auf welchen Tag fällt eigentlich das römische Neujahr? Auf den ersten Januar in der Kaiserzeit, in republikanischer Zeit auf die – berühmt-berüchtigten – »Iden des März«, also den 15. März. Dann kommen die Menschen zu Tausenden, um hier an der heiligen Quelle der Anna Perenna den Neujahrstag zu feiern. Die Szenen, die sich bei diesen Festivitäten abspielen, müssen den Berichten der Alten zufolge beeindruckend gewesen sein.

Das Neujahrsfest der Römer: ein antikes Woodstock

Stellen Sie sich das einmal bildlich vor: Eine lange Kolonne von Männern und Frauen zieht aus Rom aus und kommt hierher, um zu schmausen, zu singen und sich zu amüsieren. Die gesamte Via Flaminia entlang werden Tische aufgestellt, doch die meisten Leute lassen sich einfach im Gras nieder wie zu einem riesigen Picknick. Man singt und tanzt und spricht kräftig dem Rebensaft zu. Der eine oder andere Trinkspruch dürfte schwer einzulösen

gewesen sein: Einen Becher Wein für jedes Jahr, das du noch leben willst! Vieles von diesem Treiben erinnert an unsere heutigen Silvesterpartys, allerdings ging es um einiges feuchtfröhlicher zu: Man könnte das Ganze gut für einen antiken Vorläufer des Oktoberfestes halten.

Tatsächlich ist es aber mehr als das: Ovid zufolge geht es bei diesem Fest sehr ausgelassen zu, und es hat einen eindeutig erotischen Hintergrund. Man zecht und man treibt es miteinander. Ovid erzählt weiter, dass die Frauen mit aufgelöstem Haar Lieder mit unverhohlenen sexuellen Anspielungen sangen. Dieses Fest hat Initiationscharakter, und so manches Mädchen verliert hier seine Unschuld. Ein bisschen wie zu Woodstock-Zeiten lassen sich die Pärchen ins Gras sinken oder ziehen sich kurzerhand in aus Ästen, Stöcken und Togen improvisierte Zelte zurück. Tatsächlich sehen einige Gelehrte in jenen Holzfragmenten, die im Hauptbecken der Quellenanlage gefunden wurden, Überbleibsel jener »Notzelte«.

Die Quellenanlage wurde bei den Arbeiten für ein unterirdisches Parkhaus wiederentdeckt. Die Ausgrabungen unter der Leitung von Frau Professor Marina Piranomonte vom Amt für Denkmalpflege der Stadt Rom, der *Soprintendenza archeologica di Roma*, förderten zahlreiche Objekte zutage, die als Opfergaben ins Wasser geworfen worden waren. Zum Beispiel Eier, die als Fruchtbarkeitssymbole galten, oder auch Pinienzapfen, die ebenfalls Fruchtbarkeitssymbole sind, aber auch für Keuschheit stehen können. Dann aber entdeckten die Archäologen einige Objekte, die ihre besondere Aufmerksamkeit erregten, da sie nicht mit dem Kult der Anna Perenna in Verbindung gebracht werden konnten, sehr wohl aber mit magischen Praktiken und Verwünschungen.

Magische Ritualgegenstände

Bei den erwähnten Grabungen wurden neben einem prächtigen *caccabus* (einem »Hexenkessel«) mindestens fünfhundert Münzen entdeckt, welche die Römer an heiligen Stätten opferten, wie das ja auch heute noch vielfach geschieht. Und wie die heutige Praxis zeigt, sind es nie große Münzen, die geopfert werden: Die meisten der gefundenen Münzen sind Asse. Ein As entspricht einem Viertelsesterz und besitzt in heutiger Währung einen Wert von circa 50 Cent.

Des Weiteren wurden gut siebzig Lampen ausgegraben, die – und das ist das Merkwürdige – fast alle neu waren. Aus welchem Grund sollte man über viele Epochen hinweg so viele neue Lampen aus Rom hierherschaffen, um sie dann in einen Brunnen zu werfen? Sowohl Ovid wie Apuleius beschreiben in ihren Werken die Rituale antiker Zauberinnen. Da die meisten dieser Rituale nachts stattfanden, waren die Lampen sowohl für die Zauberin wie für ihre Kundschaft ein wichtiges Requisit. Und sie mussten neu sein. Daher ist anzunehmen, dass die gefundenen Lampen nicht im Kult der Anna Perenna Verwendung fanden, sondern zu magischen Ritualen oder Beschwörungen gehörten. Dieser Schluss liegt nahe, da sechs dieser Lampen im Inneren mit Verwünschungsformeln versehen sind.

Die Verwünschungstheorie ist auch insofern interessant, als in dem Becken etwa zwanzig dünne Bleiplättchen, sogenannte Fluchtafeln oder *defixiones*, gefunden wurden. Da Blei weich und leicht zu bearbeiten ist, andererseits nicht rostet, wurde es anderen Materialien vorgezogen. Man beschafft sich einen kleinen, dünnen Streifen Blei, ritzt Verwünschungen hinein, faltet das Ganze zusammen und versenkt diese Bleilamellen in einem Grab, einem Brunnen, einem Fluss oder einer Quelle (wie jener, die der Anna Perenna geweiht ist). Man glaubt nämlich, dass diese Orte direkt mit dem Fluss der Unterwelt beziehungsweise den Göttern der Unterwelt verbunden sind und diese dann die

Verwünschungen, sobald sie ihnen übergeben werden, verwirklichen. Ein ebenso merkwürdiges wie erheiterndes Detail ist, dass neben den *characteres*, den magischen Formeln und Zeichen, mit denen das Täfelchen sozusagen »scharf« gemacht wurde, auch der Name des Opfers mehrfach wiederholt wird. Manchmal werden auch genaue Angaben zu seiner Person (wohnt da und da, übt diesen Beruf aus) gemacht. Auf diese Weise soll sichergestellt werden, dass die Gottheiten der Unterwelt nicht versehentlich den Falschen erwischen. Fast so, als würde man einen Killer anheuern und ihm ein genaues Profil des Opfers geben.

Doch wer waren eigentlich die Opfer?

In eine der entdeckten *defixiones* zum Beispiel ist eine menschliche Gestalt eingeritzt und daneben der Name des Mannes, Sura, sowie sein Beruf: Er ist eine Art Schlichter, ein Richter vielleicht. Ihm sollen die Götter der Unterwelt die Augen herausreißen, erst das rechte, dann das linke, denn, so kann man auf dem Täfelchen lesen: *Qui natus est da vulva maledicta* – »Er ist geboren aus einer verfluchten Scheide«. Ein Hurensohn also.

Römische Voodoo-Puppen

Berühmt wurde die Quelle der Anna Perenna aber durch den Fund von sieben (vollständig erhaltenen) menschlichen Figuren, die ganz offensichtlich zu magischen Riten benutzt wurden. Sie ähneln traditionellen Fluchpuppen oder Voodoo-Puppen.

Genau so ein Fluchritual, bei dem der Fluch auf ein materielles Objekt wie zum Beispiel eine Puppe übertragen wird, hat unsere Zauberin soeben durchgeführt.

Laboranalysen zeigen, dass der Teig, aus dem die Püppchen gefertigt werden, aus Milch und Mehl besteht. Nur eine wurde aus Wachs hergestellt. Man erkennt

erster Linie empfindliche oder kostbare Gegenstände auf wie Kelche und Glasschalen, Toilettenartikel, Tintenfässer, Waagen usw.

Kleidung und Wäsche werden in speziellen Möbelstücken aufbewahrt, den *arcae vestiariae*. Dabei handelt es sich um Holztruhen mit kleinen Löwenfüßen. Diese Art Möbel wird man viele Jahrhunderte lang benutzen, das ganze Mittelalter hindurch und bis zur Renaissance.

Vorhänge spielen in der Einrichtung des herrschaftlichen Hauses eine große Rolle. Sie schützen vor Sonne und Wind, sie erschaffen kleine warme Inseln im Winter und kühle im Sommer, sie halten Staub, Fliegen und indiskrete Blicke fern. In diesem Zusammenhang hat man bei Ausgrabungen in den Ruinen eines römischen Hauses in der türkischen Stadt Ephesos, die von einem Erdbeben zerstört und jahrhundertlang verschüttet war, eine sehr interessante Entdeckung gemacht. Während der Grabungsarbeiten haben die Archäologen sehr viele interessante Einzelheiten in Sachen römischer Einrichtungsgewohnheiten entdeckt. Im Säulengang, der den Garten dieses aristokratischen Hauses umgab, dem Peristyl, konnte man noch die Reste eines Systems aus Bronzestangen erkennen, mit deren Hilfe zwischen den einzelnen Säulen Vorhänge eingezogen wurden. Tatsächlich schloss man den Säulengang mit einem Vorhang ab und schuf damit einen kühlen, schattigen Laubengang, durch den man während der heißen Sommer in Ephesos wandeln konnte. Andere Bronzestangen, die über den Türpfosten angebracht waren, bestätigen die

Vermutung, dass die Nutzung von Vorhängen, ähnlich wie man sie heute an Eingängen zu Lokalen oder Geschäften hat, verbreitet war (es ist nicht auszuschließen, dass einige Vorhänge im Alten Rom aus bunten Stoffstreifen bestanden oder aus langen Kordeln mit vielen Knoten, wie wir sie heute noch kennen).

Bleibt noch hinzuzufügen, dass es in dem römischen *domus* zuweilen auch sehr dekorative Wandbehänge, Bodenmatten und sogar Teppiche gab, aber das war eine Modeerscheinung, die eindeutig aus dem Orient kam.

Silbergeschirr, Tresore und Antiquitäten

Im Haus der Reichen haben einige Einrichtungsgegenstände die Bedeutung eines Statussymbols, unter ihnen Büsten oder Statuen aus Marmor und natürlich Silbergeschirr, das immer in Sichtweite ist. Ganze Service, Krüge und Schalen werden auf extra dafür vorgesehenen Tischen ausgestellt, damit Gäste und Besucher sie bewundern können.

Wer sich kein Silberzeug leisten kann, nimmt mit Objekten aus Bronze, Glas oder hochwertiger Keramik vorlieb. Auf jeden Fall aber muss irgendetwas zur Schau gestellt werden, das ist eine soziale Norm. Im Grunde ist dies eine Gewohnheit, die sich bis in unsere Zeiten gehalten hat: Der Brauch, sein »gutes Service« im gläsernen Geschirrschrank im

Wohnzimmer aufzubewahren, ist immer noch weit verbreitet.

Ein anderes Statussymbol einer gut situierten Familie ist ihr Tresor. Während wir unseren Safe lieber in der Wohnung verstecken, gilt für die alten Römer genau das Gegenteil: Der Geldschrank steht häufig an einem Ort, an dem ihn alle bewundern können, wie zum Beispiel im Atrium.

Er ist Zeichen von Wohlstand und Reichtum. Selbstverständlich ist er sehr sicher im Boden oder an der Wand angebracht, und es wird sogar extra ein Sklave bestimmt, der *atriensis*, dessen Aufgabe es ist, wie ein Nachtwächter die Bewegungen der Menschen im Raum zu überwachen, besonders wenn Unbekannte kommen, um mit dem Hausherrn über Berufliches zu sprechen, oder wenn Feste oder Bankette abgehalten werden.

Der Tresor ist kein Safe im eigentlichen Sinne, sondern erinnert eher an eine gepanzerte Truhe mit Metallbeschlägen. Aber er hat ein äußerst raffiniertes Verschlusssystem, das eines James Bond würdig wäre: falsche Bronzegriffe, Hebel oder Ringe, an denen man vergeblich ziehen würde ... Und hat man ihn erst einmal geöffnet, was sieht man dann in seinem Inneren? Sicherlich die wertvollsten Gold- und Silberschätze der Familie, aber auch die wichtigsten Dokumente wie Testamente, Verträge, Besitzurkunden, die alle auf Holztäfelchen oder *Papyri* geschrieben sind und stets das mit dem Ringsymbol des Hausherrn versehene Siegel tragen (heute würden wir »Logo« dazu sagen).

...

Ende der Leseprobe

MIT EINEM KLICK BESTELLEN

[Mit einem Klick bestellen](#)